

Die Träume sind tot, es gibt nur noch gestern. Und trotzdem liegt vor mir der Schnee, und hinter mir liegst du. In meiner verlassenen Stadt liegst du hinter mir. In einem flughafenhaften Archivgebäude auf einem Hügel in Los Angeles, auf Papier, liegt der Schnee. Ohne dort sein zu wollen, bin ich dort, und dort ist jetzt hier. Ohne hier sein zu wollen, bin ich hier, gestraft unter himmelhohen Palmen, mein Zuhause zu Hause in Ruinen, zerbrochen, in die Asche gedrängt. Ins Land- schulheim fahren müssen, am Montagmorgen, wenn sich die Eltern am Sonntagabend angeschrien haben.

Im Flugzeug, über dem kalifornischen Bergfleck kurz vor der Stadt, wie üblich die starken Turbulenzen, wie gewöhnlich die alte Absturzangst, dann in einem Luftloch der neue Gedanke, dass es jetzt egal wäre. Ich lande am 2. Januar gegen Mittag in LAX und werde nach einer kurzen Betrugung von einem mürrischen Immigration Officer mit blauen Plastikhandschuhen in einen deprimierenden, milchverglasten, klimatisierten Bürosarg gebracht, wo man mir den Pass abnimmt, ihn mit einem Dutzend anderer Pässe auf einem Rezeptionstisch aufreht und mich mit dem dazu passenden Dutzend verlorener, Jetlag-lädierter Seelen in einer Stuhlreihe warten lässt. Ohne zu wissen, warum ich hier bin, bin ich also hier.

Hier ist Nachmittag, daheim ist Nachtmitte. Wie ein Seufzen sind die schwarzen Stunden in die Zimmer gesickert, in denen ICH noch wTR hieß. wTR ist ein Wort aus Schnee, flüch-

tig, vergessen, wie die vergängliche Blüte des Schnees selbst. Das Wort entflocht sich hier, es rieselt mir davon, doch es steckt in meinem Hals fest wie das klobige, zugeschnürte Gefühl vor dem Weinen. Ob ich es jetzt aussprechen könnte, wenn ich hier sprechen dürfte, wenn ich hier meine Sprache sprechen dürfte, unsere Sprache? Selbst wenn jetzt zu Hause Tag wäre, ein kalklarer Januartag, Jannertag, Jannertag, ein Tag mit zaekengreller Sonne, ich hätte niemanden, um von dieser Erfahrung hier zu erzählen.

Ich erfahre, dass es ein Problem mit einem alten Visum gibt, aus der Zeit, als wir einmal zusammen hier waren. Die Symboliken des Schicksals. Zur Verteidigung sage ich, *Ich bin Professor*, und gebe mir das Übersetzungsbedingte Up-grade, durch das ich mir Schutz erhoffe. Dass ich seit drei Monaten an keiner Universität mehr beschäftigt bin und mich allein das DAAD-Geld (God love it) vor dem postakademischen Limbus beschützt, in dem die verlorenen Seelen ihre geisteswissenschaftlichen Goldreserven schließlich in Kalauer für *Die moderne Hausfrau* verwandeln oder Bücher über Gartenbau Korrektur lesen, behalte ich für mich.

Das bin ich, hier, im Transitbereich von Los Angeles International, wie ich herzpaukend erkläre, dass ich für ein Buch über Schnee recherchiere und die Papiere nur vor Ort eingesehen werden können. Eine Augenbraue rundet sich nach oben: *Snowy? There ain't no snow around here, you know?* Ich lache verlegen, aber die Worte schienen weniger als Witz gemeint denn als Ausdruck eines Zweifels. Während der Beamte seinen Computer intensivere Aufmerksamkeit schenkt, schließt einer seiner Kollegen – es arbeitet nicht eine Frau hier – seinen Schalter und gießt sich an einer kleinen Refreshment Station auf einem Aktenschrank hinter den Arbeitsplätzen einen Instantkaffee auf, woraufhin ein Raunen

durch den Raum geht. Mit der gedankenlosen Ruckartigkeit eines Rehs, das im Wald durch einen brechenden Ast beim Äsen unterbrochen wird und plötzlich aufschaut, sagt mein Grenzbeamter, allerdings ohne aufzuschauen: *Ma. Could it be that I smell coffee?* Daraufhin folgt aus der gesichtslosen Belegschaftsriege ein gedämpftes Gelächter.

Ohne eine Erklärung bekomme ich schließlich meinen Einreisestempel. *Welcome to the United States*, höre ich hinter einem Blick voller Zweifel, in dem ich fast Verzweiflung zu erkennen meine. Worauf freut sich Officer J. Morana im Laufe seines Arbeitstags? Auf den Instantkaffee mit der Pulvermilch, die aus einem rohrpostbüchsen großen Streuer rieselt (hier gibt es doch Schnee!), oder darauf, erfolgreich die Menschen abweisen zu können, deren Zukunft, deren Vergangenheit eine Gefahr für Homeland Security darstellen? Vermutlich freut er sich nur auf eins: das Ende des Arbeitstags.

Als ich die lange Rolltreppe zur Gepäckausgabe runterfahre und mit meinem Abstieg auch mein Adrenalinpiegel sinkt und ich meinen Koffer wie ein letztes Treibgut auf dem Gepäckband fahren sehe, werde ich zum ersten Mal auf neuem Boden wirklich traurig. An dich zu denken wird möglicher, je weiter ich mich von dir entferne, und je weiter, desto schmerzlicher wird es, wirst du. Du bist bei mir, weil du fort bist, du bist hier, weil du dort bist. Wie ein mich heimsuchender Geist am fremden Ort.

SNOWY ATLAS MOUNTAINS · FIONN REGAN

Seit Beginn des fotografischen Zeitalters lag in Los Angeles nur ein einziges Mal richtig viel Schnee, im Januar 1948. In allen Archiven der Engelsstadt sind nur zwei Fotografen dieses singulären Ereignisses erhalten. Gemacht wurden sie

vom Robinson Crusoe des Schneees, Gabriel Gordon Blackshaw, einem gebürtig kalifornischen Fotografen, der sein Leben damit verbrachte, den Schnee Nordamerikas fotografisch und sprachlich zu sammeln. Seinen insularen Beinamen erhielt er wegen seines abgeschiedenen Daseins in einer Berghütte in den Selkirk Mountains an der kanadischen Grenze, wo er vermutlich an einem der ersten Tage des Jahres 1950 in einer Lawine ums Leben kam.

Im Getty Research Institute unter der heißen Januarsonne im warmen Wind des Golden-State-Winters über dem zehnspurigen, zählfließenden 405-Freeway liegt heute der Blackshaw-Nachlass für alle Forschung frei zugänglich, freilich unerforscht: Positive und Negative, Briefe und Bücher und ein seltsames Konvolut aus losen Papieren, ein Journal seines letzten Lebensjahres. Es trägt den Titel *My Diary of the Plague Year*. Hierfür bin ich hier, so streht es zumindest im Antrag. Doch als ich die Papiere vorige Woche, frierend in meinem *airconditioned nightmare* des *Special Collections Reading Room*, erstmals durchsehen durfte, jede Seite ist in eine lichtreflektierende Klarsichtfolie eingeschlagen, erschrak ich, da ich einen Moment lang glaubte, ich schaute in einen schrecklichen Spiegel. Und sofort überkam mich ein Gefühl von Beklemmung, als klammerte sich um mein Herz eine Hand aus schwarzem Staub.

Seitdem habe ich Angst vor diesem Schneetagebuch, Angst davor, herauszufinden, was es war, das Blackshaw in seinem Pestjahr verloren hatte, Angst davor, dich darin finden zu können, Angst vor dem Wegknicken der Welt, als ob etwas aus ihr herausgebissen worden wäre, Angst davor, vom Verlust lesend, dich erneut verlieren zu müssen, und, dich verlierend, erneut alle Menschen verlieren zu müssen, die ich in meinem Leben schon verloren habe. Angst davor, vor allem,

»16«

dass der Tod wieder heimkommt, erneut nichts als Oleander und Zypressen. Ich hätte niemals hierherkommen sollen. Jetzt fühle es sich an, als könnte ich niemals wieder weg von hier. Denn was, wenn du dann zu Hause doch noch einmal zu mir kämst und mich nicht mehr erkennen würdest, weil ich hier ein anderer geworden bin?

Alles Neue, was ich hier sehe, sehe ich ohne dich, und weil du es nicht mit mir siehst, sehe ich es gegen dich. Mit jeder Erfahrung bringe ich Entfernung zwischen uns, mit der Entfernung bringe ich dich mehr in mich heim. Die Augen binden sich heftiger an das, was sie verschwinden sehen. Der gehende Blick ist manchmal der längste. Orpheus guckte absichtlich zurück. Ich verliere dich jetzt mit jedem neuen Blick und jedem neuen Wort, so schmerzlich, dass ich manchmal meine, dieses Verlieren müsste irgendwie produktiv sein und mir irgendetwas bringen (dich). Es bringt mir nicht mal einen Text, weil ich keinen Text schreiben will, der kein Text über dich ist, und dabei habe ich eine ästhetische Theorie über Schnee schreiben wollen. Ich singe ein Echo über mich selbst in meinem Innern, wenn ich von dir sprechen will. Wirst du weniger, wenn ich von dir schreibe oder von dir spreche? Selbst meine geschriebenen Worte über dich haben eine Stimme, die ausschließlich klingt wie ich. Ich schreibe du und du bist es nicht.

Ich werde dich zur Leerstelle machen müssen, zum Weiß zwischen den Worten, deine Stimme nicht in meine Stimme hinunterschreiben, dich nicht in meine Sprache hineinzerstören. Du hast in einem wissenschaftlichen Text nichts verloren. Ich kann dich nicht auch noch in der Theorie verlieren. Vielleicht ist du ein Wort, das keine Buchstaben haben sollte. Wenn ich von dir schreibe, verliere ich dich, wenn ich aber nicht von dir schreibe, verliert dich die ganze Welt.

»17«

Ich sitze im Big Blue Bus und holpere über die schlagdurchlöcherteren Straßen, als führe ich durch ein Kriegsgebiet. Diese sonnengebleichte Stadt, die flachen Häuser, die leeren Himmel, die vielen Autos, die verlassenen Gehwege. Einem Exilanten gleich, scheint meine Vergangenheit über meine Gegenwart gefalter. Ich habe das Gefühl, ich lebe rückwärts. Aber eigentlich ist es doch auch egal, an welchem Ort man seine Erinnerungen verliert. *City of Quartz*. Eine Stadt fürs Vergessen, heißt es doch, eine Stadt, die keine Erinnerungen hat.

Obwohl die Stadt laut ist durch Verkehr und Möwen, ist das Gefühl des Passanten ein lautloses, als ginge man durch eine Schneelandschaft, eine farblose, geglättete Welt. Ich gehe zurück zu meiner Casita hinter einem Wohnhaus in Santa Monica, ein umgebautes Poolhäuschen, das ich für umgerechnet zu viel Geld über Airbnb mierte. Ein Wasserfltersystem, ein Entsatter und ein Bügeleisen sind aber inklusive. Adrian, mein *landlord*, zertritt vor dem Recyclingcontainer in der Müll-Alley hinter der Casita gerade bauchige Plastikkanister. Er begrüßt mich mit den Worten: *Sie haben Pech, dass Sie ausgerechnet während der Hitzewelle hier angekommen sind*. Wenn es das Wetter nicht gäbe, denke ich, hätte man sich nichts zu erzählen. *Aber ich sage Ihnen was, bald kühlt es ab*. *Meistens in der dritten Januarwoche, dann liegt auf den Bergen sogar manchmal Schnee*. Ich bin überrascht, wie wenig mich das interessiert, in der Hand halte ich schon den Schlüssel, um die Tür zu öffnen. Ich schließe sie auf, sie öffnet immer zu schwer, aber ich wage nicht, es anzusprechen. Ich muss mich anstrengen, dort hinzukommen, wo ich nicht hinwill. Als müsste er verschlaufen, legt Adrian seine Hände an die Hüften, sein Hemd spannt über einem kleinen Bauch. *Schreiben Sie hier eigentlich ein Buch?*, fragt er, worauf sich

>18<

in mir etwas zusammenzieht, als hätte er mich bei etwas ertappt. Ich sage, ich versuche es, und schlitpfe schnell in meine Airbnbleibe. Die traurige Dunkelheit in Zimmern an sonnigen Tagen, als wäre man zur Strafe vom Spielen reingerufen worden. Draußen höre ich das trockene Krachen der zertretenen Plastikkanister.

Man sagt mir, es dauere ein Jahr, bis man einen Menschen vergessen hat. Einmal alle vier Jahreszeiten allein. Ich frage mich, sagen sie einem das als Hoffnung oder als Drohung?

Vielleicht ist das bisschen Schnee, das ich mit dir hatte, alles, was mir von dir bleibt. Ein Buch über Schnee schreiben wollen und die Schneetage mit dir deshalb satter erleben, als sie es eigentlich waren. Das Buch nicht schreiben können, weil du unter dem Schnee verschwinden würdest, unter der geglätteten Weißwelt des Buches, reduziert zu einer Spur, verkommen zu einem Zeichen.

Damals in der Wohnung beließ ich vieles unverändert in dem Kinderglauben, so könntest du jeden Moment zurückkommen und fändest alles, wie es war. Das Jahr des magischen Denkens. Ein Wasserglas stand noch nach einem Monat auf dem Küchentisch in der nächstkommenden Sonne, ein Kalkrand wie ein staubiges Sediment, an dem ich glaubte, unsere Zeit ablesen zu können. Und wie dann plötzlich das Glas einfach weg war, als hätte ich mich selbst betrogen.

WINTER PRAYERS · IRON & WINE

Seit drei Wochen war ich nicht im Archiv und frage mich, wie es, wenn es so weitergeht, weitergehen soll, wie ich in meinem Abschlussbericht eine Woche zu einem Jahr hochzählen soll, um das Daad-Geld (God love it) nicht zurückzahlen zu müssen. Mit einem Stich aus Schuld sehe ich mei-

>19<

nen Getty-Ausweis, wenn ich mein Portemonnaie öffne. Meine mitgebrachten Schnee-Bücher nutze ich, um meinen Laptop auf dem flachen Couchtisch zu erhöhen. Der Name Blackshaw fällt in mir zu wie eine Tür.

Dann plötzlich, am Ende meiner vierten Woche, ohne dass ich einen denkwürdigen Gedanken über Schnee gehabt hätte, fällt über Nacht die Temperatur ab. Als ich mir am Morgen einen Kaffee hole, stehen die Palmen fast still, der warme Wind ist verfliegen, das Licht winterlicher, als wäre es durch Kristallglas gefallen, bevor es in die Straße kam. Die wüstenleere Zementwelt des Wiltshire wirkt wie ein kommunistischer Prachtboulevard, die einzige Passantin, die mir begegnet, trägt einen Mantel, der so schwer aussieht wie das juwelenbeladene Kleid einer Romanow-Tochter. Als ich sie sehe, wird mir kalt. Es scheint, als hätten sich die runtergeköhlten Innenräume der Stadt nach außen gestülpt, überall Reading Room-Temperatur, die ganze Stadt ein Archiv. Der Himmel hat eine yveskleinblaue Klarheit. Die riesigen spinnendünnen Palmen, die sich schwindelerregend schräg und ungeheuer oben vom Sonnenlicht lackieren lassen, nicken mir leicht zu, als ich unter ihnen entlanggehe. Als wüssten sie etwas von mir.

Am Abend miete ich online einen günstigen Kleinwagen für den nächsten Tag, *Chevrolet Spark* or *similar*. Ich schlafe noch immer nicht gut, schiebe es auf den mittlerweile alten Jetlag, habe nachts Angst vor den Helikoptern in der Luft, Ghettobirds, wen suchen die denn über Santa Monica? Auf YouTube gucke ich Bob Ross beim Malen zu, *An Arctic Winter Day*, erst ein Glas Milch, dann ein Glas Maker's Mark, dann mehr Maker's Mark, dann mehr Bob Ross, *Mountain Cabin*. Hellwach. Das kleine BR-Logo wie ein winziges halb geöffnetes Sprossenfensterchen oben in der Ecke. Wer hätte gedacht, dass man einmal wehmütig an Bayern denkt.

>20<

Am Morgen stehe ich so müde im Mietwagenbüro, dass ich glaube, jeden Moment durch den Boden zu krachen. Weil noch nicht genügend Kleinwagen wieder zurückgekommen sind, bietet man mir einen Van an. Und einen Rabart. Ich nehme beides. Eine Mitarbeiterin, die im Hintergrund des kleinen wasserhäuschengroßen Flachdachbüros mit müdem Handautomatismus Zettel in Plastikfolien steckt, hält inne und schaut auf, als die Worte *Chevrolet Express* fallen. Ich blubbere mir ein Glas Wasser aus dem bulboiden Spender, als die grelle, tiefstehende Morgensonne, die den leeren Parkplatz plättet, einen Moment lang verdunkelt wird, weil sich ein leichenwagenlanger schwarzer Bus vors Fenster schiebt.

Als ich mich gestraucht in dem glänzenden Lack des gigantischen Wagens gespiegelt sehe, sagt der Mietwagenhändler: *That thing's legit. Da passt eine ganze Band rein. Schlagzeug, sogar ein Kontrabass.*

*Danke, sage ich leichthin, ich bin heute auf Solo-Tour.* Der Wagen liegt behäbig auf der Straße und gleitet gleichzeitig mit einer seltsamen Schwerelosigkeit dahin, und in den Grace-Kelly-Serpentinen den Mount Hollywood rauf fühle ich mich kurz wie George Kaplan, auch wenn ich nicht mehr betrunken bin. Sperrig und schwerfällig, wie eine Tram, die in ihr Depot bugsiert wird, rangiere ich den Wagen auf dem Parkstreifen neben dem Abgrund und muss schließlich, selbst in der geräumigsten Autostrad, zwei Parkuhren *quartem*.

Mit Menschen in Touristenfunktionskleidung und Wahrzeichenmützen schlepe ich mich verhalten den nach Pinien duftenden Weg zum Griffith Observatorium hinauf. Unter den Gehenden herrscht eine merkwürdige, erwartungsvolle Stille, das mechanische Schlurfen der Schuhe wie die Schritte der verlorenen Seelen, die ins Torennreich einziehen. Mit plötzlichlicher Majestät steigen hinter dem von uns bewegten Hor-

>21<

zont die Dreifaltigkeitskuppeln des Observatoriums auf, Taj Mahal Light. Recherhand und ganz nah, auf den Berg gewellt, das HOLLYWOOD Sign. Ich gehe nicht aufs Observatorium zu, sondern sondere mich ab vom Mommy-Daddy-Geschrei und den Ausflüglern mit ihrem Stabgeschir-für-Schwachsinnige. Ein Selfestrick ist auch nichts anderes als ein Dildo, der Fotos machen kann. Von der kleinen Mount Wilson-Terrasse aus liegt sie dann augenblicklich vor mir, diese neue, ausgesprudelte Stadt, der *urban sprawl*, hingestreckt zwischen weichen Bergen wie ein Flügel. Ein Engel. Ein Albatros. *World on a wing*. Dahinter, über dem Kessel von LA, schwebt der hohe Wall der San Gabriel Mountains, und wie mit der Bob Ross-Spachtel in die dunklen Bergspitzen geritzt, wie mit einem federzarten Kalkweiß sefimentiert, ein einziges, dünnes weißes Band, das auf den Gipfeln liegt wie der transparente Überrest einer gehäuterten Schlange. Etwas Wind und die brüchige Schneehülse müsste verfliegen. Das Alltäglichsste, das Unsicherste. Die kühle Luft ist klar, ich rieche Gras und Blüten statt Smog und leise höre ich die ferne Brandung des Stadtverkehrs. Tief im Körper meine ich, die Wahrnehmung von Pulverschnee ausmachen zu können, so als hätte ich jetzt frischen, kalten Neuschnee an den Händen. Doch meine Hände sind warm, etwas feucht. Es scheint mir, als täuschten mir meine Augen durch ihren Eindruck dieses weit entfernten Schnees meine körperliche Wahrnehmung, meine Erinnerung nur vor. Und obwohl ich es nicht möchte, bist auch du jetzt da, als gehörte mir mein Körper nicht mehr allein. Weil es so ja auch ist, denke ich und mache Musik in meiner Ohrmuschel fest: *While the city was busy we wanted to rest/She decided to drive up to Observatory crest* (CAPTAIN BEEFHEART AND THE MAGIC BAND).

Ich bin ein Körper ohne sein Herz, das du warst, du

>22<

schlussst mich durch die Tage. Allein, ein Körper ohne Herz ist nicht einfach ein Körper ohne Herz. Ein Körper ohne Herz ist eine Leiche. Und jetzt, als körperliches Gegenmittel: Schnee in den Fingern halten, das erste Mal ohne dich wieder Schnee berühren, wäre das das erste Mal? Das erste Mal Schnee in Southland. Die Berge sind nur anderthalb Stunden entfernt, man könnte hinfahren.

Als ich aber in der gedämpften Stille des Kleinbusses sitze, mit dem Wunderbaumgeruch, der waldig vom Rückspiegel pendelt, eines meiner Augen guckt mich auf Halbmast draus an, bin ich plötzlich in eine Bewegungslosigkeit eingekrustet. Wir standen vor der James Dean-Büste auf der anderen Seite und eine Mlöwe hatte dir Kartoffelchips aus der Tüte geklaut, war ungelenk davongerannt und in die Luft fortgesunken. Trotzdem lächelst du auf dem Bild, deine Zunge leicht an die Zähne gelegt, und wenn man das Foto bis zum Ende hin vergrößert, meint man, auf deinen Zähnen das orchideenweiße Licht des Tages zu erkennen, und zu Pixeln zerlegt, sieht man in deiner Sonnenbrille zweimal auch mich, vor meinen Augen mein Telefon wie ein schwarzer Anonymisierungsbalken.

Ich fahre ein paar Straßen ab, die ich als Filmmittel kenne – Sunset Blvd., Mulholland Dr. –, und weil ich dann nicht weiter weiß, fahre ich die Küste runter, von den Bergen weg, nach Redondo Beach und meine, den Parkplatz am Pier zu finden, wo wir einmal an einem nebligen aschgrauen Morgen spazieren gegangen waren, halb regnerisch, aber nicht kühl, eine Stimmung, die mich damals an Berlin erinnerte, was du vor der Pazifik-Kulisse nicht verstehen konntest und lachtest (*Berlin am Meer?*), und du verglichst mich mit einem der Ex-Pacific-Palmsades-Expatriaten, erwachsene Menschen, die Heimweh haben wie Kinder, die weinen, wenn sie ein

>23<

deutsches Wort hören, weil das Zuhause ihrer Sprache zu Hause zerschnezt wird von den Barbaroi. Dein Lachen im nebelräubenden Nieselregen, der Duft von Salz und Sand, dein zitterndes Haar im Wind wie eine Flamme, wie Wassergras, am Tag, bevor wir abfliegen, nicht nach Berlin.

Mein Chevrolet Express ist der einzige Wagen auf dem Parkplatz vor dem metallgrauen Ozean, der wie ein altes Sediment unter dem kobaltblauen Himmel des Nachmittags liegt. Eine leere Getränkedose rollt im Wind ein Geräusch von Verlassenheit über den Beton. Ich bin nicht einmal ein Exilant hier. Weil ich die Sprache spreche, in zwei Sprachen zu Hause bin. Und in keiner der beiden ganz. Ich gehe nicht auf den Pier, bleibe hinterm Steuer sitzen, mache mir einen Soundtrack an, um momentweise leise zu erragen: *Well she left you the holes/The tracks in the back yard, December snow/But those sad souvenirs/They end at the fence line, disappear* (IRON & WINE). Ich schaue auf den trockenen Kubus des Parkplatzes, ausgeblühter Beton, Palmen wie langbeinige Beobachter ringsum, ihre Wedel wie Pompoms, die in der Luft wiegen, als wollten sie mich anspornen, oder als zuckten sie mit den Schultern. Dahinter, die krause Folie des versilberten Meeres. Die Vergangenheit ist matt und die Folie der Gegenwart greller, doch die Matrigkeit schlägt von unten her durch. Ich denke an dich, bis die Scheiben angelaufen sind und die Welt im Nebel verschwindet, im Quecksilbernebel. *And I seem to know/That everything outside us is/Mad as the mist and snow* (W. B. YEATS).

*Meine Vergangenheit hat kein Gesicht, schreibt Blackshaw im Januar seines letzten Jahres. Sie ist eine augenlose Mumie, eingemort und unberührbar, geschützt in ihrem beiliegenden Tod. An mein Bein ist ein Seil gebunden. Sein anderes Ende führt in ein Grab. Auf jedem Grab liegt Schnee.*

»24«

Ich bleibe eine lange Zeit im Wagen sitzen. Dann aber muss die Musik verstummen, nach der Musik ist die Stille wie Schweigen, und man muss die silberne Scheibe weinen machen, mit der Hand ein kaltes Loch in den Nebel wischen und die kleinen Tränenamöben in die Silberfläche rinnen lassen, man würde gerne durch dieses Loch in den Himmel fallen, aber man öffnet bloß das Fenster und riecht die gesalzene Luft, hört die Möwen hämisch lachen, das Licht der Parkuhr springt von Grün auf Rot. Man richtet seinen sperrigen Tramwaggon vom Ozean weg und verlässt dieses Depot für die Rush Hour, in der erneut alles stillsteht.

In der Nacht wird es Februar werden. Dann kommt bald ein Tag, an dem sich der letzte Tag jährt. Da ich zu Hause nicht alle vier Jahreszeiten durchleben konnte, muss ich sie hier jetzt alle noch einmal wiederholen? Hier gibt es keine Jahreszeiten. Ich habe Angst vor diesem Tag mit der einzelnen 5, die Hälfte eines zerbrochenen Fahrrads, ein Seepferdchen treibend in der Widersee, auf Widerserchen alter Tag, letzter Tag, der immer der kürzeste bleibt. Wie hilflos du damals warst, als du mir gesagt hastest, was los war, wie lose plötzlich unser wir wurde.

Ich gebe den Wagen zurück, aber ich spreche noch nicht die Sprache der Boulevards und verlaufe mich, lande immer wieder vor dem grellspiegelnden Pazifik vor Santa Monica. Der modellgroße Vergnügungsspieler in weiter Ferne. Schließlich finde ich auf den Wilshire Richtung LA, überkreuze schnell die blendenden Zebrastreifen über die vierspurige Straße und es fällt mir ein, dass Christa Wolf hier mit dem Big Blue Bus abends in entgegengesetzter Richtung zurück in ihr Hotel gefahren ist und sich gefreut hat auf ein Glas Wein und *Star Trek: The Next Generation*. Die febrig bunten Blumen des Winters, stillgestellte Feuerwerke, die auch

»25«

sie damals umgeben haben mussten, als sie, wie sie später schrieb, hier an ihrem *abertzwingigen Projekt* arbeitete. Nachdenken über Christa W. Als sie Scholar am Getty war, als das Getty noch in Santa Monica war, wurde sie besucht von ihrem Mann, der in ihrem daraus hervorgegangenen Engelsbuch nur kurz als ein einzelner Buchstrabe auftaucht. Wenn ich schreiben könnte, denke ich, als ich in der nach Müll riechenden Alley die Tür zu meiner Casita aufdrücke – es ist seltsam, wie still es mitten in diesem brodelnden Stadtkessel sein kann, und ich habe einen Lidschlag lang Angst, in den halbdunklen, leeren Raum zu gehen, Angst vor der Abendsonne, die sich durch den Avocadobaum wie grünes Wasserlicht auf den Boden filtern wird – wenn ich Worte, wenn ich Buchstaben, für dich hätte, vielleicht könnte ich dich dann einfach zu mir mit mir hier hinschreiben, und wenn man uns dann als wir lesen würde, würde die Leserschaft vielleicht irgendwie auf die Wirklichkeit zurückspiegeln und wir lebten zusammen in einer Fiktion, von der niemand wüsste, dass wir nur ICH heißt. Freilich wären auch wir dann Fiktionen, aber vielleicht glückliche.

#### THE NOT KNOWING · TINDERSTICKS

Ich weiß nicht viel vom Schnee. Vielleicht wüsste ich mehr von ihm, wenn ich den Schnee so liebe wie Blackshaw be-  
teuerte, ihn geliebt zu haben, auf eine Weise, die aus seiner Schneeliebe einen Schneezwang machte, ein existenzielles Spiel. *Als ob der Schnee ein früherer Aggregatzustand meines Blutes gewesen wäre, Teil meines Innersten, als ob geschmolzener Schnee durch mein Blut pulsierte.* Ein paar Seiten später notiert er, beinahe wie eine Antwort auf diesen Eintrag: *Was kann ich tun, außer mich, ohne Liebe, in eine Liebe für die-*

*sen Schnee zu retten?* Eine Liebe für eine Sache, um die man-  
gelnde Liebe eines Menschen zu erragen? Eine Sachliebe, eine  
Mangeliebe, als Kompensation, um nicht darüber zu verzwei-  
feln, dass es eine andere Liebe nicht gibt? Wo könnte ich diese  
Kompensationsliebe, diese Liebeskompensation finden?

Bin ich eigentlich unglücklich darüber, dass ich das Meiste  
erst über Menschen weiß, nachdem sie aus meinem Leben  
gesprochen sind, und ich aus ihrem? Für wie viele Menschen  
würde es keinerlei Unterschied machen, wenn man tot wäre?  
Wie viele Menschen würden sich in ihrer anwesenden Leere  
in meinem Leben nicht von Verstorbenen unterscheiden?

Vielleicht wüsste ich mehr vom Schnee, wenn ich Schnee  
so verloren hätte wie dich. Vielleicht verspüre ich deshalb  
das Bedürfnis (den Zwang?), wenn ich vom Schnee schrei-  
ben will, auch von dir zu schreiben.

Vielleicht lag Plato falsch, vielleicht ist es nicht der Eros,  
nicht die Liebe – nicht nur die Liebe –, die eine Sache zur  
Vernüchterung bringt, vielleicht ist es erst der Verlust der  
Liebe, durch den man schließlich meint, eine Sache durch-  
dringen zu können. Wenn ich MAN sage, meine ich ICH.

Was würde es bedeuten, wenn die Nähe zu einer Sache aus  
ihrer Entfernung entstünde? Wenn ich nach Osten will, muss  
ich nach Westen gehen? Wenn ich Klavier spielen will, brau-  
che ich ein Cello? Würde das nicht bedeuten, dass jede tiefe,  
jede liebevolle, jede freundschaftliche Beschäftigung mit  
einer Sache oder einem Menschen immer auch die Beschäf-  
tigung mit ihrem genauen Gegenteil voraussetzt, und können  
Menschen so miteinander leben? Über die Bewohner von  
Los Angeles, die Angelinos, sagt man, sie hassten ihre Stadt.  
Beim Verfluchen einer Sache in ihrer Metropole verfluchen  
sie für gewöhnlich das genaue Gegenteil dieser Sache gleich  
noch mit. Hiße das fürs Schreiben, wenn ich schreiben will,



muss ich dann erst *nicht* schreiben? Schreibe ich dann nicht schon längst?

Und wenn ich von dir schreiben wollte, was wäre dein Gegenteil? Ich? Oder genügt es, den Schnee als dein Gegenteil zu entwerfen, weil du keinen Schnee mehr erfahren wirst, weil du ihn nicht mehr mit mir erfahren wirst?

Oder ist alles das, alles hier, mein bisschen Schnee, dieses aberwitzige Schneeprojekt – ist das alles eigentlich nur eine Ablenkung, die eigentliche Ablenkung, nämlich die von dir, während ich mich schreibend eigentlich zu dir hinlenken sollte? Um dich zu konservieren? Oder dich zu exorzieren?

F. Scott Fitzgerald meinte, es sei das Kennzeichen eines erstklassigen Verstandes, zwei gegensätzliche Ideen zur selben Zeit im Kopf zu behalten und dabei noch immer einwandfrei als Kopf und als Verstand funktionieren zu können. Philip Roth meinte, zwei gänzlich unzusammenhängende Stoffe bildeten das unverzichtbare Zündmaterial für ein gutes Buch. Julian Barnes meinte: *Man bringt zwei Dinge zusammen, die vorher nicht zusammengebracht wurden, und die Welt hat sich verändert.*

Vielleicht aber liegt auch Gefahr in dieser Richtung: Werde ich am Ende ein Buch über den Schnee geschrieben haben, von dessen Rand aus du mir zuschaust, oder werde ich am Ende ein Buch über dich geschrieben haben, aus dessen Rand ein paar Flocken fallen? Wie ich dich kenne, wie ich mich kenne, wirst du alles überschneinen, wirst du alles überdecken, wirst du alles überschneiden, vom Rand her das Zentrum überschütten, überschatten, bis alles gedunkelt oder geweißt ist vor Liebe, die jetzt auf einmal Trauer heißen soll. Und eigentlich habe ich am Ende davor am meisten Angst: Dass ich dich ausgeleert haben werde in ein Buch, Angst vor

»28«

dem Ende von dir, vor dem Ende vor dir durch das Schreiben. Könntest du nicht am Rande bleiben, als Ende, das ich nie erreicht habe, könntest du nicht am Rande bleiben, und aus meinem Zentrum der Einsamkeit würde ich manchmal zu dir herüberblicken und herüberwinken, und du wärst noch da, weil du eben nicht ganz bei mir wärst, weil du nicht ganz in mich hineingefallen wärst, in mein Innerstes, wo ich letztendlich nichts anderes mit dir tun kann, als dich zu vergessen, zu verarbeiten?

Aber du bist längst nicht mehr am Rand, du bist längst in meinem Innern *als* Ende, bist das Innerste selbst, und mit jedem Schreiben, ganz gleich wovon, flockst du von meinem Innern an den Rand meiner Sprache. In jedem Wort sprichst du, jedes Wort, das ich spreche, spricht gedoppelt wie mit einem Echo von dir: Nein, ich suche keine Heilung, ich suche ein Abkommen mit dem Schmerz, suche selbst einen Weg an den Rand, einen Weg an die Lichtung, an der ich stehen und sagen könnte: Was kann ich tun, als mich in eine Liebe für dich zu retten? Auch wenn sich diese Liebe äußert in einer Liebe, in einem Buch, zum Schnee.

END & START AGAIN · STD MATTERS

Ich lese nicht viel, aber ich hänge fest in einem Gedicht von Ror Wolf über *Spaziergänge am Rande des Meeres* und ich lese die Worte pausenlos, versuche sie auswendig zu lernen, ohne zu wissen, warum. Glaube ich doch noch an eine Zukunft, in der ich dieses Gedicht einmal auf sagen werde, aber wem, in einem Moment, in dem ich dieses Gedicht einmal brauche, ich brauche es jetzt, und ich lese, und ich spreche, und ich höre:

»29«

*Es schneit auf mich, es schneit auf meinen Hut,  
und auf den Mantel schneit es, kurz und gur:  
Das Meer beißt große Stricke ab vom Strand,  
es frißt und frißt ein Stück von meiner Hand,  
es schlingt und schlingt in diesen kalten Tagen,  
die Schiffe sinken rasch in seinen Magen,  
das Meer, es frißt am Ende das Hotel  
in dem ich wohne, insgesamt und schnell.  
Die Wälder knicken um und es verschwand  
der runde Mond, der Mond, das ganze Land.  
Hier sitze ich beim vierten Bier und halte  
mir alle Ohren zu, und als es knallte,  
da stand ich auf und ging und sagte: Leider:  
Wenn es so weitergeht, geht es nicht weiter.*

Immer noch gefühlt gejetlagged erwache ich vor Sonnenaufgang, mit einer verkärteren Tarantel als Zunge und diesen Worten im Mund, und ich gehe, mir diese Worte vorkauend, runter zum Strand neben dem Santa Monica Pier, das stillstehende Riesenrad in der leeren Entfernung, die geschlossenen Läden, wie ein Ferienort in der Nebensaison. Im Sand schlafen Heimatlose unter improvisierten Zelten oder waschen sich im Pazifikwasser wie die Flussbevölkerung des Ganges. Heimatlos in Südkalifornien heißt, nicht erfrieren zu müssen. Ist das ein Grund zur Erleichterung, ein Grund zur Hoffnung auf eine Zukunft?

Vielleicht wird es auch in Zukunft noch schneien, und die Dichterinnen und Dichter werden weiter davon schreiben, weil sie nicht anders zu leben wissen. Vielleicht werden die Wolken aber auch austrocknen und aufhören, ihre weiße Stille auf die Welt zu streuen. Und dann bleibt nur die Dichtung, um den Schnee, wie alles andere, im Zeilenspeicher der

»30«

Literatur aufzubewahren, im Zeichenspeicher der Dichtung. Und ich werde, Leser, mich bemühen, /etwas Wahrheit in die Welt zu sprühen, heißt es in einem anderen Gedicht von Ror Wolf, einem Schneedichter, obwohl ich mittlerweile meine, es gibt gar niemand Dichtenden, denn der Schnee ganz egal sein könnte. *Schnee ist schön zum Schreiben* (KARL KROLOW).

Dass ich nicht weiß, was ich mit dem Schnee anzufangen weiß, sollte mich nachdenklich stimmen.

Der Gedichtband, aus dem ich nicht herauskomme, trägt den Titel *Die plötzlich hereinreichende Kälte im Dezember*, und sein Schnee ist Programm und Pest, prächig und lästig, Stimmung und Gefährdung. In diesem einen Gedicht ist die Anfangsaussage *Es schneit auf mich, es schneit auf meinen Hut* einerseits eine kühle Feststellung, andererseits macht das wiederholte *es schneit, es schneit* aus dem Aussageanfang bei nahe einen Ausruf, der vielleicht Grund zur Freude verrät, Freude vielleicht darüber, dass endlich etwas geschieht. Denn im Leben des Ichs, das da so plötzlich anfängt zu sprechen, wie es da anfängt zu schneien, in diesem Spaziergängerleben scheint eine Leere zu liegen, und diese Leere wächst, wie Nietzsches Wüste, drängt von den Rändern in sein (in mein?) Zentrum. Gekleider für die Reise, befindet sich das Ich hier nur auf Zwischenstation. Vielleicht hält sich das Ich schon länger auf in diesem *Hotel/in dem* er wohnt. Allein, wohnen heißt nicht leben und Haus nicht Zuhause.

Wolfs Gedichtteil erzählt immerhin von wiederholten Spaziergängen, im Plural. In dieser Welt, in der er lebt, reimt sich noch etwas. Auch wenn sich das Meer ausbreitet und das Land abnimmt. Auch wenn selbst das Ich in Gefahr ist, denn das aufschwellende Meerwasser *frißt und frißt ein Stück von meiner Hand; das Meer, es frißt am Ende das Hotel*, die Zwischenstation geht unter und zu Ende, und der

»31«

Reisende, der Reimende, muss schlussendlich weiter, auch wenn es leider vielleicht so nicht weitergeht.

Ich gehe lange am Meer entlang und wiederhole des Wolfes Worte. Ich gehe spazieren, als suchte auch ich einen Reim. Aber in dieser grellen Februarsonne, in dieser hellen Februarstadt, im Santa-Monica-Sand, reimt sich nichts auf mich. Ich ist ein schrecklich leeres Wort, kalt und kurz und kümmerlich, wie es da in der Luft hängt, wie die Hälfte einer aufgebrochenen Schale, aber wie sich nichts mehr aus ihm entleeren kann, weil es ein längst entleertes Gefäß ist.

Im Gefäß des Gedichts befindet sich zu wachsenden Teilen Wasser. Das Wasser des Meeres, das frisst und schlingt und alles in seinen Magen schluckt, aber auch das Wasser des Schnees, der das Gedicht anfangs in Bewegung versetzt, der Flockenfall der Weiße. Und Schnee ist schließlich auch nur Meer in einer anderen Zustandsform. Der Schnee des Anfangs ist die Vergangenheit und die Zukunft des Wassers, aus dem er durch Kälte hervorging und in das er durch Wärme wieder zurückfließen wird. Und auch das Meer wird vielleicht einmal wieder seinen Aggregatzustand ändern wollen und als Wasser in die Wolken hinaufschweben, um von dort erneut verwandelt weiß und weich die Welt zu überschneien.

Ich spaziere zwar am Meer, doch ich befinde mich in einer Wüste, einer Wüste, die unter einer Betonwüste versteckt liegt, einer wachsenden Wüste, wie die ganze Welt, die sich langsam selbst überwüret. Zivilisation als Verhüllung auf Zeit. Die Wüste wird zum Zentrum, die Trockenheit holt die Welt in den Sand. Das Wasser wird zur notwendigen Fiktion, der Schnee zum Inhalt der Dichtung, zum Papier, auf dem jedes Wort von Verlorenheit spricht.

Der Verlorene auf seinen Spaziergängen am Rande des

Meeres hat aber selbst nach Ende seines Hotels noch ein *Hier*, in dem er sitzen und trinken kann. Und auch nach dem Verlust eines Stückes von seiner Hand hat er selbst noch genügend Hände, um sich *alle Ohren* zuzuhalten. In der Literatur sind wir so leicht nicht aus der Welt zu schütteln. Im Leben dagegen braucht's bloß ein Wort, eine Tür, ein Grab, und es ist aus. Vielleicht aber kommen wir, wenn wir aufgestanden sind und gegangen sind, irgendwann ja wieder, wie die Wellen des Meeres oder wie der geschmolzene Schnee.

Allerdings: *Wenn es so weitergeht, geht es nicht weiter.* Oder doch? Denn wenn das Gedicht aus ist, ist es alles andere als ausgemacht, dass es eben nicht doch irgendwo und irgendwie weitergehen könnte. Denn das Ende ist durch das Wort *wenn* an eine Bedingung geknüpft. Und das Wort *es*? Wenn *es* so weitergeht. Was ist *es*, was da so weitergehen könnte? Was ist *es*, was dazu führt, dass *der Mond* und *das ganze Land* verschwunden sind? Augenscheinlich ist es das Fließen des Meeres, *wie es schlingt und schlingt*. Vielleicht ist es aber auch das Schneiden des Schnees. Wie alle meteorologischen Verben ist auch das Wörtchen *schneit* niemals allein, sondern stets von einem *es* begleitet. Witterungsimpersonalie. *Es schneit*.

Und durch dieses *es schneit* und *es frißt* und *es schlingt* kommen Unpersönlichkeit und Leere ins Gedicht und ins Leben des Ichs. *Es ich?* Weil aber der Schnee und das Meer zwei Zustände desselben Materials sind, bleibt die Frage offen, ob auch die Abwesenheit, das Fortsein eines Menschen, der aufgestanden und gegangen ist, vielleicht doch auch nur ein anderer Zustand dieses Menschseins sein kann. Wenn es so weitergeht, vielleicht taucht dieser Mensch auch einmal wieder im Zustand seiner Anwesenheit auf. Denn hier am

Meer, mit mir, warst auch du einmal. Ich gehe die Ränder unserer geliehenen Orte nach, uns suchend und nicht ahnend, dass ich dich mit jedem Schritt aus meiner Erinnerung zurück in diesen Ort trete, dass ich mit jedem neuen Schritt eine neue Erinnerung mache, mit jeder Spur, die ich durch unsere alten Orte trete, eine Linie ziehe, einen neuen Schnitt führe, der dich langsam von mir trennt. Es hat längst begonnen, das große Hierlassen. Könntest du mich bloß hören und sagen: *Ach, lass, red keinen Unsinn*. Das Meer leckt leise ans Ufer, eine Zunge über die Lippen des Mundes nach dem Fressen.

DEMON DAYS · ROBERT FORSTER

An manchen meiner kalifornischen Tage der Gedanken: Ein Geschenk, hier sein zu dürfen, ein Geschenk, das ich glaube, mir verdienen zu müssen, womit? Etwas Arbeit am Schnee. Für jeden Tag habe ich einen festen Termin im Special Collections Reading Room auf dem Gettyberg reserviert, doch die letzten Wochen war ich kein einziges Mal dort.

Rechtfertigungswurmloch: Du kannst dir ruhig auch einmal ein, zwei Wochen Freizeit (Freiheit?) gönnen – *nach allem, was du durchgemacht hast*. Und weil der arme Kerl in seinem Leben eine ganze Menge durchgemacht hat (kein Grund für Schmerzensegoismus, jedem anderen geht das nicht anders), gab es in meinem Leben lange Zeiten, immer schon, in denen gar nichts passierte, Zeiten von Nichtstun und Drift. *Dangling Man*. Jetzt, hier, außerdem der Gedanke: Ich bin ja nur einmal hier, ich muss meine Zeit gut nutzen. Kein ganz aufrichtiger Gedanke. Denn ich werde noch lange hier sein, auch wenn ich schon lange wieder weg bin. Außerdem nutze ich meine Zeit nicht, ich verschwende sie. Ich

»34«

habe noch nicht viel Kalifornisches hier erlebt, gehe, wie alle anderen auch, *bead down* durch die Straße, ohne zu lächeln, ohne zu beobachten, sitze mit Kopfhörern im Bus, ohne den Gesprächen der anderen Augenlosen, der Angelenos, zu lauschen. Ich erfahre die Stadt gerade so, als wäre ich immer hier gewesen und würde es immer sein. Ich schaue nicht genug mit dem *gehenden Blick*, um die Stadt klar genug erkennen zu können. Vielleicht weil ich eigentlich nicht hier sein will. Wo ich stattdessen sein will? Immer zu Hause, was nichts anderes heißt als bei dir.

Zu Hause hörten die Leute *Los Angeles*, und die Augen lächelten. Niemand wusste, dass dieser Aufenthalt für mich weniger eine Reise sein würde und mehr eine Verbannung, ein Pazifik-Exil an meinem eigenen Schwarzen Meer.

Meine sechste Woche Kalifornien, außerdem: *sexlos*. Es ist immer noch erstaunlich heiß, die Luft trocken, als wäre Winter, der Santa Ana-Wind aber weht warm und gewaltig, bläst Sand und Blätter und klapperndes Totholz der Palmen durch die Boulevards, trägt unvermittelt einen schwachen Duft von Orangenblüten zu mir, einen Duft, der mir nichts über Februar sagt und mich an gar nichts erinnert. Irgendwann wird mich dieser Duft nach Südkalifornien zurückreißen, wenn ich längst aus dieser Zeit hier herausgefallen bin, falls ich es überhaupt zurück nach Hause schaffe, falls ich dieses Jahr hier überhaupt überlebe, falls ich mich selbst überlebe.

Ohne etwas zu arbeiten, arbeite ich hier täglich hart an den Erinnerungen an etwas zukünftig Verlorenes, und so scheint es, als erinnerte ich mich schon heute an einen erst noch kommenden Verlust.

Im letzten Monat zum letzten Mal im Archiv gewesen. Voller Hoffnung. Wie ein idealistisches Kind zum Schul-

»35«